Die Kunst, den eigenen Standpunkt zu finden

Autor(en): **Nolte, Annette**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein**

Band (Jahr): **99 (1990)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-976119

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE KUNST, DEN EIGENEN STANDPUNKT ZU FINDEN

Heilwig Ploog lernte Harald Duwe in der Landeskunstschule in Hamburg kennen. Das war in den vierziger Jahren. Beide bekamen ein Stipendium für zwei Semester in Stockholm. Dort wurden sie ein unzertrennliches Paar. Als sie 1951 heirateten, hatten sie eigentlich nur ihre Liebe und ihre Kunst im Sinn. Beide dachten nicht daran, dass aus ihrer Gemeinschaft eine Familie werden könnte. Drei Kinder bekam das Künstlerehepaar – und alle drei wurden Maler.

Zwei Menschen liegen nackt im Windschatten. Entspannt, geborgen und scheinbar unbeobachtet geniessen sie ihre Zweisamkeit. Ein rotes Herz prangt als Symbol ihres Verliebtseins auf der Autotür. Braut und Bräutigam stellen sich für ein Hochzeitsfoto in Pose. Sie in Weiss, einen Bund roter Rosen in der Hand, er in grauer Uniform; die Eltern stehen ihnen zur Seite. Der Sekt ist gekühlt. Seifenblasen, hellgrün und rosa schillernd, fallen zu Boden.

Eine Familie hat sich am Weihnachtstag im Wohnzimmer versammelt. Der Tisch ist reich gedeckt. Kuchen, Torte, Gebäck und Eis stehen zum Essen bereit. Die Eltern verharren für einen Moment im wortlosen Nebeneinander. Die Kinder tummeln sich lustlos im Spiel.

Eine alte Frau steht verlassen im Zimmer eines Altersheims. Helles Licht fällt durch ein Fenster auf ihr fahles Gesicht. An der Wand hängt das Bild ihres verstorbenen Mannes. – Liebe, eine ganz alltägliche Geschichte. Die Protagonisten: eine bundesdeutsche Durchschnittsfamilie. Ihr Augenzeuge: der Maler Harald Duwe.

Mit kritischem Blick hat Harald Duwe fast vier Jahrzehnte lang realistische Gesellschaftsanalysen gemalt und gezeichnet. In den fünfziger Jahren durch den Krieg zertrümmerte Stadtlandschaften Hamburgs, in den sechziger Jahren die Grausamkeit der Menschen gegen ihresgleichen, offenbart in geschundenen und zerfleischten Leibern, in den siebziger Jahren Menschen in der Freizeit, die sich am verdreckten Strand einen zweifelhaften Platz an der Sonne sichern und schliesslich, in den achtziger Jahren, gewalttätige Demonstrationsszenen für den Frieden und daneben der deutsche Bürger in öder Wohlbefindlichkeit, dessen Kinder sich mit gierig verzerrtem Gesicht Tortenstücke und Schokolade in die Münder stopfen. 1980 malt Duwe «Liebe, eine ganz alltägliche Geschichte», vier Bilder, die dem Betrachter ausschnitthaft Szenen eines Lebens vor Augen führen. Einem Altar gleich fügt er die Leinwände aneinander. Ins Zentrum rückt er die Familie am Festtag. Stumpfsinn, Beziehungslosigkeit und Lethargie setzt er in ihre Gesichter. «Und die nächste Generation kräht und duckt sich im Nest», urteilt er hart über die Kinder.

26. August 1961: Geburt des Sohnes Tobias, freischaffender Maler seit 1988. 6. August 1956: Geburt des Sohnes Johannes, freischaffender Maler seit 1986. 3. Dezember 1952: Geburt der Tochter Katharina, freischaffende Malerin seit 1981. «Wir sind zu viele Duwes», sagt Heilwig Duwe-Ploog, selbst freischaffende Künstlerin und die Ehefrau von Harald Duwe. Sie signiert ihre Bilder mit ihrem Mädchennamen.

Ein Tisch, darauf leere Flaschen, Gläser, halb gefüllt mit Wein, Hefegebäck, die kahlen Überreste eines Gänsebratens, eine Serviette, rot getränkt von einem umgestürzten

BITTE UMBLÄTTERN

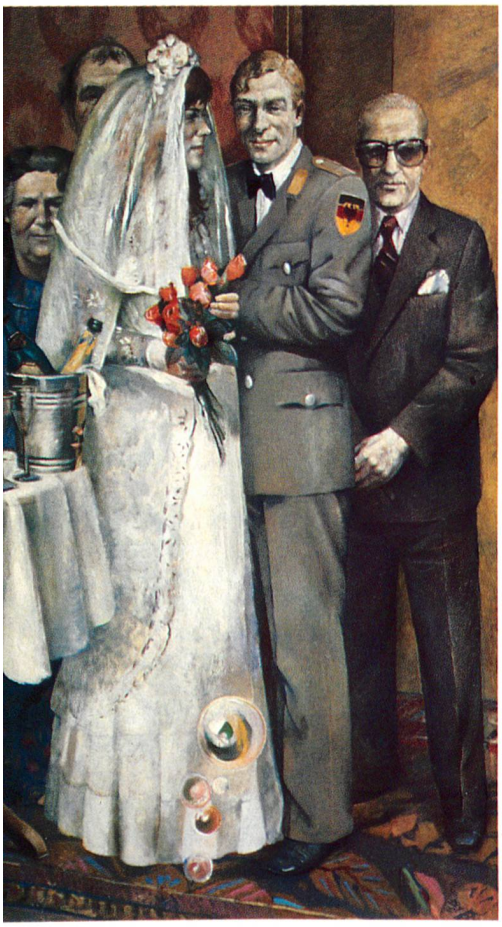
DIE KUNST, DEN EIGENEN STANDPUNKT ZU FINDEN

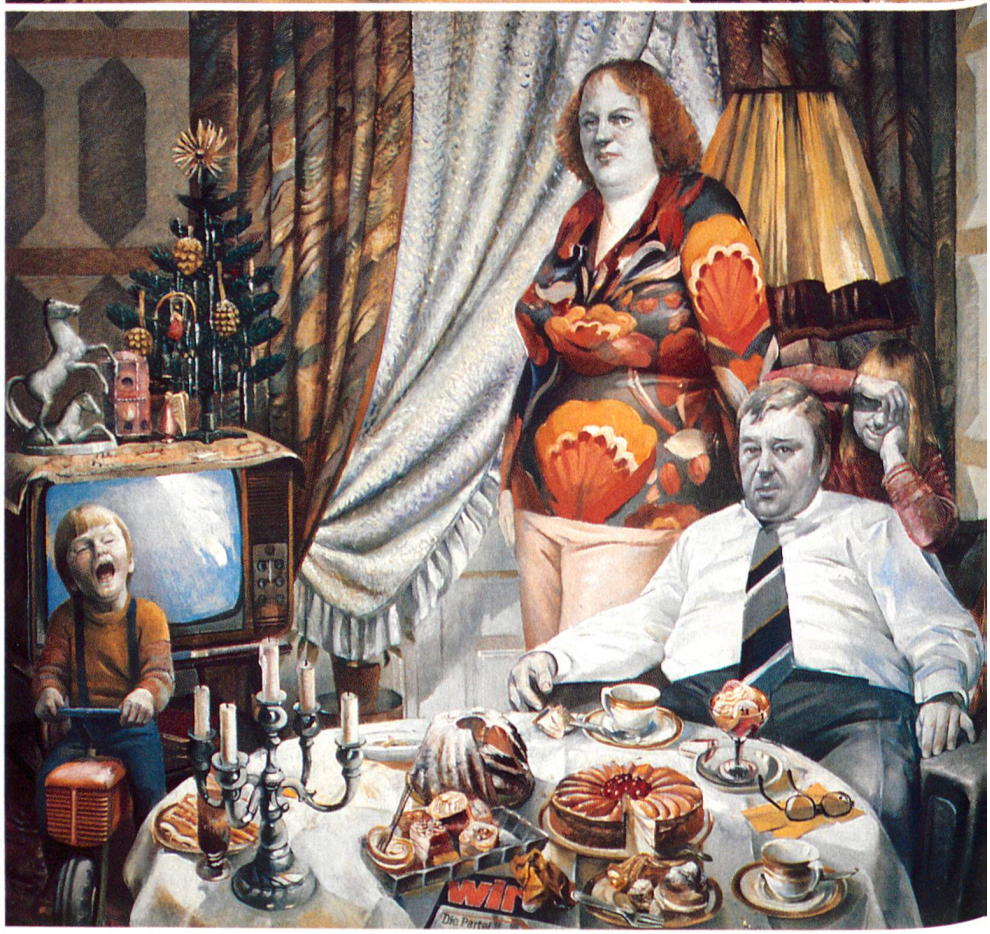
«Freude am Hässlichen, Grausamen und Bösartigen» unterstellte ein Kunstkritiker dem Maler Harald Duwe. «Er hat immer versucht, das Menschliche an den Menschen herauszubringen», hält Heilwig Duwe-Ploog diesem Urteil entgegen. Für das Titelmotiv von «Liebe – eine ganz alltägliche Geschichte» dienten Sohn Johannes und dessen Freundin als Modelle.

Glas. Dahinter ein Ausblick durchs Fenster auf eine Winterlandschaft mit See, dem Grossensee, an dem Heilwig Duwe-Ploog seit 39 Jahren lebt. Dort wuchsen ihre Kinder auf. Dort verbrachte sie 34 Ehejahre mit ihrem Mann. Harald Duwe starb 1984 in einem Verkehrsunfall. «Das Gerippe ist der letzte Gänsebraten, den wir zusammen gegessen haben. Den habe ich x-mal gemalt – nicht mit Pathos oder Sentimentalität –, das Motiv hat mich einfach angeregt», erläutert Heilwig Duwe-Ploog ihr Bild. Und doch ist das Stilleben in kühlem Blau gehalten, als sei die Kälte von draussen ins Zimmer eingedrungen. Der Ort wirkt verlassen.

Seit dem Tod ihres Mannes ist die künstlerische Arbeit für Heilwig Duwe-Ploog eine Hilfe gegen das Gefühl der Einsamkeit. Sie sagt: «Einen Menschen, auf den man bezogen ist, und der auf einen selbst bezogen ist, eine Partnerschaft, das ist für mich das Wichtigste im Leben, und das habe ich nicht mehr. Deshalb muss ich etwas anderes dafür haben, das ist für mich die Malerei.»

Menschen im Gegenlicht; ihre Mutter, die,





ein grosses Lätzchen um den Hals, vorsichtig einen Löffel an den Mund führt; sie selbst im Spiegel, ein Porträt ihres Mannes im Hintergrund, das sind Themen, die heute ihre Kunst bestimmen. Eine Kunst, die nicht das Spektakuläre sucht, in der sich gerade deshalb aber die stille Beobachtungsgabe von Heilwig Duwe-Ploog zeigt. Viele Jahre hatte die Familie Vorrang im Leben der Künstlerin. Schon zwölf Monate nach ihrer Heirat kam die Tochter Katharina zur Welt. Nach der Geburt der Söhne machten ihr Mutterschaft und Haushalt das Malen fast unmöglich. «Genauso wie ich aufgehört habe zu malen, genauso wie ich Kinder bekommen habe, genauso sind die Kinder Maler geworden», sagt sie heute rückblikkend.

«Ich habe nach dem Abitur gar nicht so unbedingt vorgehabt, etwas in Richtung Malerei zu machen», erinnert sich Tobias Duwe. «Mein Vater hat zwar zu uns Kindern gesagt: „Natürlich könnt ihr alle malen", aber ernst hat er das nicht gemeint. Später sagte er: „Mensch, einer kann doch hier mal etwas Vernünftiges machen".» Seinem jüngsten Sohn riet Harald Duwe zum Maschinenbau. Tobias wurde trotzdem Maler.

Tobias Duwe zeichnet nach der Natur. Am See, im Wald, im Stadtpark macht er Skizzen, um sie später in seinem Atelier umzusetzen, das Arbeitsstätte und Wohnraum in einem ist. Seine Malerei ist für ihn ein Mittel zur Selbsterkenntnis, doch seine künstlerische Aufgabe sieht er in der ernsthaften Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Die intensive Konzentration auf einen Gegenstand zählt für ihn weit mehr als aufgesetztes Engagement, das sich Markttendenzen fügt. Kunst, die nach Effekten heischt, stösst ihn ab. Darin gleicht er seinem Vater, der sich Zeit seines Lebens dem Realismus verschrieb, auch als der Kunstbetrieb nach Abstraktion verlangte. «Man muss die Begeisterung für die Dinge auch tatsächlich vor den Dingen erleben», erklärt Tobias Duwe seine Arbeitsweise. «Ich sage nicht, dass das Abbild die Wirklichkeit ist. Das Abbild ist immer ein Ausschnitt. In diesem Ausschnitt zeigt sich natürlich meine subjektive Empfindung.»

Stilleben von Heilwig Ploog, die mit ihrem Mädchennamen signiert: «Es gibt zu viele Duwes.» Das Sujet: die Überreste des letzten Gänsebratens, den sie mit ihrem Mann verspeist hat. Sie hat es immer wieder gemalt, einfach weil das Motiv sie angeregt hat. Nachdenklich meinte sie dazu: «Ich kann mich sowieso sehr schwer von Sachen trennen . . .»

Auch für Johannes Duwe zählt das Abbild in der Kunst. Der Innovationszwang, der die Kunstszene bestimmt, ist ihm zuwider. Dass er damit einer Tradition folgt, der gerade auch sein Vater angehörte, ist ein Vorwurf mancher Kritiker. Ihnen entgegnet der Künstler: «Mein angeblich für mich übermächtiger Vater, dem – wie manche meinen – ich entrinnen müsste, um zu mir selbst zu finden, hat wie viele Maler, die vor ihm gemalt haben, Massstäbe für mich gesetzt. Ich stelle mich der Auseinandersetzung mit ihm, und ich kann dies im übrigen nur jedem empfehlen, der sich im Realismus versucht.»

An Vorurteile sind die Kinder Harald Duwes gewöhnt. So wurde Tobias von einer beflissenen Professorin geraten, lieber ihren Fussstapfen zu folgen und seine Familie zu vergessen. Und Katharina sagte jemand, dass es «idiotisch» sei, dass die Kinder von Duwe nun auch noch unbedingt malen müssten. Das Ringen um Selbständigkeit wird von aussen leicht verkannt, der künstlerische Werdegang durch solche Vorurteile erheblich erschwert. «Wir sind alle zwischen Bildern gross geworden», erinnert sich Katharina Duwe. «Die Bilder waren ein Teil unserer Wirklichkeit. Zwischen der Bildwirklichkeit und der Realität gab es kaum eine richtige Grenze. Als ich anfing zu malen, hatte ich sehr starke Auseinandersetzungen mit meinem Vater, sowohl allein als auch

BITTE UMBLÄTTERN

«Mein Vater hat mich weniger als Maler beeinflusst, sondern eher als Vater, der ein musischer Mensch war», sagt Katharina, von der «Das einsame Haus» stammt. Katharina weiss, was Alleinsein heisst. Sie ist sehr früh von zu Hause ausgezogen, um «selber eine Person zu werden». Das «Stilleben mit Fisch» ist von Tobias, der von sich selbst sagt, er sei noch nicht so weit, dass er Menschen malen wolle. Johannes hat das «Porträt Forrestt Tellisz» gemalt: ein New Yorker Spielzeugverkäufer, mit dem er sich angefreundet hat.

BILDER AUS DEM AUSSTELLUNGSKATALOG DER GALERIE POLL, BERLIN

mit ihm. Ich habe ziemliche Kämpfe ausgefochten, für mich und mit ihm zusammen.» Harald Duwe bittet seine Tochter, ein Hafenbild für ihn zu malen. Dafür will er ihr gern das Geld geben, das sie dringend braucht. Vater und Tochter entschliessen sich zu einer Gemeinschaftsarbeit. Sie fahren zusammen an den Hafen. Harald Duwe zeigt Katharina Rothenburgsort, wo er als Kind gelebt hat. Sie besuchen das Tropeninstitut, von wo aus Kokoschka den Hafen malte. Beide machen Fotos von dort. Die Fotos sind unterbelichtet. Sie versuchen gemeinsam am Bild zu arbeiten, doch der Vater übermalt gerade die Stellen, die seine Tochter besonders interessieren. Erst nach zwei Jahren ist das Bild vollendet. «Zum Schluss war es weder Fisch noch Fleisch. Da ist von jedem ein bisschen drin und von keinem etwas Richtiges», erklärt Katharina. «Heute finde ich das eine amüsante Geschichte.»

Auf den ersten Blick wählt Katharina Duwe traditionelle Sujets. Landschaften und Liebespaare sind ihre Themen. Bei näherer Betrachtung verliert sich dieser Eindruck. Menschen ohne Gesichter gehen aufeinander zu, doch streifen sie sich nur flüchtig. Sie greifen nacheinander, aber ihre Gesten führen nicht zur ersehnten Berührung, eher gleichen sie einem Kampf. Es sind Momente der Annäherung, die Katharina Duwe in einem Künstlerbuch zusammengefasst hat. «Begegnungen zweier Liebender», nennt sie es.

Farbflächen formieren sich zu Häuserblökken. Front und Seitenansicht scheinen vereint. Merkwürdig verwachsene Bäume werfen bizarre Schatten. Menschen gehen durch eine Landschaft, aber ihr Ziel ist ungewiss. Sind es Räume oder Blockaden, die sich ihnen in den Weg stellen? «Das Gefühl, sich in einem Gefängnis zu befinden, das man nur sehr schwer verlassen kann, taucht bei mir immer wieder auf», sagt die Künstlerin vor ihren Bildern. «Ich komme mir manchmal wie ein Burgfräulein vor. Ich sitze in einem Turm und gucke von oben in die Welt hinein, und es ist sehr schwer, sich aus diesem Turm herauszubewegen. Wenn ich genau wüsste, in welchem Gehäuse ich stecke, würde ich wahrscheinlich nicht mehr malen.» Viele Landschaftseindrücke hat Katharina Duwe in Frankreich gesammelt, wo sie alljährlich hinfährt. Zurück in Hamburg schneidet sie die Skizzen auseinander und setzt sie neu zusammen. Collagehaft wirken die Bilder, die nach diesen Entwürfen entstehen. Herausgefiltert ist das, was am reinsten das Empfinden der Künstlerin zum Ausdruck bringt. Das Gesehene löst sie aus den grossen Zusammenhängen heraus. Wie Burgen, Festungen oder auch Inseln erscheint das Abgebildete. «Es dauert sehr lange, bis man aufräumt im Bild. Man muss sich aller unwichtigen Teile entledigen», erklärt Katharina Duwe. «Diese unwichtigen Teile rühren häufig von der Erziehungsgeschichte her. Schliesslich aber trifft man eine Entscheidung für sein eigenes Anliegen.» ■

ANNETTE NOLTE